

SHAUN HUTSON

SPAWN

The word "SPAWN" is rendered in a large, bold, distressed font. The letter 'A' is uniquely designed, containing a black silhouette of the character Spawn in a crouching, ready-to-attack pose. The entire title has a grainy, textured appearance.

Aus dem Englischen von Heiner Eden

FESTA

Die englische Originalausgabe *Spawn*
erschien 1983 im Verlag Star Books.
Copyright © Shaun Hutson 1983, 2013
Published by Arrangement with Shaun Hutson

Einmalige Vorzugsausgabe Mai 2026
Limitiert auf 999 Exemplare
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Titelbild: César Pardo
Alle Rechte vorbehalten

VORWORT

von Shaun Hutson

Spawn wurde ursprünglich 1983 verfasst und war mein zweiter Roman (eigentlich war es mein siebter, da ich bereits fünf Kriegsromane geschrieben hatte sowie *The Skull* für Hamlyn Paperbacks und natürlich *Slugs*) oder wenigstens der zweite Roman, von dem irgendwer Notiz nahm. Mein Verlag und mein damaliger Agent bestanden darauf, dass der Titel aus einem einzigen Wort besteht, um die Welle auszunutzen, die *Slugs* ausgelöst hatte. Der ursprüngliche Titel lautete *The Children of Hell*, der zuerst zu *Bloodspawn* geändert und dann zu *Spawn* zurechtgestutzt wurde.

Spawn war eine Art *Frankenstein* für die 1980er-Jahre, eine Geschichte über Kreaturen, die von einem Blitzschlag zum Leben erweckt wurden. Mir war es nie um diesen Vergleich gegangen, ich hatte nur dieses Bild von einem Fötus in meinem Kopf, wenn seine Augen groß sind und sein Schädel so rund ist wie eine Knolle, und ich fragte mich ständig, wie es wohl wäre, wenn er von den Toten auferstehen würde. Das war die eigentliche Grundlage für die Geschichte. Alle meine Romane sind einer zentralen Idee oder einem einzigen Bild in mir entsprungen, und das war das Bild, das den Startschuss für *Spawn* abgegeben hat.

Außerdem wollte ich eine Art »Whodunit« schreiben, und so fügten sich die anderen Elemente, die Sie beim Lesen entdecken werden, recht schnell in die Handlung ein.

Ich hatte nie die Absicht, eine Stellungnahme in die eine oder andere Richtung zum Für und Wider von Schwangerschaftsabbrüchen abzugeben, so wie einige Kritiker es andeuteten. Jeder, der meine Geschichten liest, weiß, dass es mir nicht darum geht, eine Botschaft zu vermitteln oder jemanden zu belehren. Ich will dem Leser eine Scheißangst einjagen, nichts weiter. Doch die Recherchen gestalteten sich schwierig, und schließlich fragte ich eine Krankenschwester in meiner örtlichen Arztpraxis, ob sie mir helfen könnte, was sie auch tat. Dafür war ich ihr sehr dankbar.

Nachdem *Spawn* veröffentlicht worden war, schrieben mir eine ganze Menge Leute, dass das Buch ihnen Albträume bereitet habe, was mich natürlich total begeisterte. Für mich ist das das höchste Gütesiegel. Wenn ein Comedy-Roman seine Leser zum Lachen bringt und ein trauriges Buch sein Publikum weinen lässt, dann haben die Autoren alles richtig gemacht, und wenn ein Horrroman den Menschen Albträume bereitet, muss er einfach gut sein! Ein paar Szenen wurden herausgeschnitten, weil sie angeblich zu ekelerregend waren, aber ich glaube, dass genug Stoff übrig geblieben ist, um mich und meine Leser glücklich zu machen!

Es hat nur gute drei Monate gedauert, *Spawn* fertigzustellen (ich habe zu jener Zeit wirklich schnell geschrieben), und das Buch durchlief nur ein sehr kurzes Lektorat. Das größte Problem damals war das

Artwork. Der Verlag gab sich nicht eher damit zufrieden, bis ein ansprechendes Bild der titelgebenden Kreaturen auf dem Cover zu sehen war. Dann wurde eine riesige Werbekampagne losgetreten, zu der große Reklametafeln vorn an den Bussen in London gehörten (ich erinnere mich noch, dass ich fast von solch einem Bus überfahren worden wäre, als ich versuchte, ein Foto von ihm zu machen, während er die Oxford Street entlangbretterte), und ich ging auf die erste von vielen Lesereisen durch das ganze Land. *Spawn* war auch der Anlass für eines der ersten Interviews, die ich gab, und mein Interviewer hasste das Buch. Zum Glück war ich schon damals ziemlich immun gegen Kritik. Nur so nebenbei: Mein allererstes Fernsehinterview gab ich, um *Spawn* zu promoten. Das Interview war Mist, die Moderatoren waren fürchterlich und ich sah aus wie ein Zombie – also nichts, was sich im Laufe der Zeit großartig geändert hätte.

Kurz nach der Veröffentlichung des Romans besuchte ich die örtliche WHSmith-Buchhandlung und sah einen Typen, der in dem Buch blätterte. Voller Überschwang trat ich an ihn heran und sagte: »Wenn Sie's kaufen, schreibe ich Ihnen eine Widmung rein.« Er sah mich erst nur stumm an und sagte, dass ich mich verpissen solle. Dann legte er das Buch zurück und lief aus dem Laden. Dieses Erlebnis zeigte mir, dass nicht jede Art der Eigenwerbung förderlich ist!

Seit der Erstveröffentlichung habe ich nur ein paar Szenen aus *Spawn* noch einmal gelesen (ich schaue mir meine Bücher eigentlich nie wieder an, wenn das Manuskript erst einmal abgenommen wurde), und eine

davon gehört zu den besten, die ich je geschrieben habe (was vielleicht ein wenig Anlass zur Sorge geben sollte, schließlich war ich erst 23 Jahre alt, als ich sie verfasste). Ich hoffe, Sie werden mir zustimmen.

Wenn Sie den Roman nach langer Zeit ein zweites Mal lesen, hoffe ich, dass er Ihnen nun noch besser gefällt, und wenn es Ihr erstes Mal ist, sollte ich Ihnen vielleicht viel Glück wünschen. Das Buch war nie für zartbesaitete Leser gedacht, und ich glaube, dass es nichts von seiner Schlagkraft verloren hat.

Und falls es Ihnen Albträume bereitet, sollte ich vielleicht um Entschuldigung bitten, aber natürlich würde ich das nicht ernst meinen.

Shaun Hutson, 2013

*Dieses Buch ist meiner Mum gewidmet,
mit mehr Liebe und Dankbarkeit, als ich jemals
angemessen zum Ausdruck bringen kann.*

TEIL EINS



»... einige von uns werden posthum geboren ...«

Nietzsche

»... der Fötus ist bei Bewusstsein und empfindsam. Er kann nicht nur Gefühle wie Liebe und Hass verspüren und auf sie reagieren, sondern auch auf komplexere und vieldeutige Regungen.«

Dr. Thomas Verny

1

Die zuckenden Flügel der Schnaken in dem Einmachglas klangen wie ein Flüstern in der Dunkelheit, und Harold Pierce hob es an sein Ohr und lauschte. Er lächelte und sah zu, wie sich die drei Insekten in ihrem gläsernen Gefängnis hilflos abmühten. Es war das Licht, so seine Schlussfolgerung, das sie angelockt hatte wie die Motten. Doch Harold interessierte sich nicht für Motten. Sie bewegten sich zu schnell und waren schwer zu fangen. Doch die Opas Langbein waren eine leichte Beute. Er lächelte, als er den Namen wiederholte. Opa Langbein. Er unterdrückte ein Kichern. Seine Mutter nannte sie Tommies, und das amüsierte ihn sogar noch mehr.

Sie schlief auf der anderen Seite des schmalen Flurs, ausnahmsweise allein. Harold erinnerte sich kaum noch an die zahlreichen Männer, die sie mit nach Hause gebracht hatte, und sie interessierten ihn auch nicht. Er wusste nur, dass sein Vater nicht zurückkommen würde.

Jack Pierce war sechs Jahre zuvor in Dünkirchen umgekommen, und seitdem hatte sich Harolds Mutter eine nicht enden wollende Reihe von Männern in ihr Haus geholt. Manchmal hatte Harold gesehen, wie sie ihr Geld gaben, wenn sie wieder gingen, doch da es einem 14-jährigen nicht zustand, Fremden Fragen zu stellen, hatte er noch nie einen von ihnen darauf

angesprochen. Eines Nachts war er über den Flur geschlichen und hatte durch das Schlüsselloch in das Zimmer seiner Mutter gelugt. Sie hatte zwei Männer bei sich. Sie alle lachten, und Harold hatte Alkohol gerochen. Sie waren nackt gewesen, alle drei, und er hatte ihnen lange zugesehen, auch wenn die sonderbaren Dinge, die sie trieben, ihn verwirrten.

Es war kurz nach jener Nacht gewesen, als seine Mutter ihm verkündete, dass er einen Bruder oder eine Schwester bekommen würde. Das Baby war wie verkündet auf die Welt gekommen, und Harold wurde zu seiner Taufe in die Kirche geschleppt, wo nur er und seine Mutter der Zeremonie beiwohnten, was ihn noch mehr verwirrte. Eigentlich gingen fast alle Frauen aus dem Viertel seiner Mutter aus dem Weg. Auf der Straße sagten sie kaum mehr als ein oberflächliches Hallo zu ihr.

Noch einmal hob Harold das Glas mit den Schnaken in die Höhe und fragte sich, ob ihr Geflüster ihm die Antworten geben würde, nach denen er suchte.

Er senkte das Glas und warf einen Blick hinüber zu dem Kinderbett, in dem sein kleiner Bruder Gordon lag. Das Kind schlief auf dem Rücken liegend unter einer dicken Flaneldecke, die bis zu seinem Kinn hochgezogen war. Harold hasste es, ein Zimmer mit seinem Bruder teilen zu müssen. Zuerst war alles noch in Ordnung gewesen. Gordon hatte in seinem Bett im Zimmer ihrer Mutter geschlafen, doch seit seinem ersten Geburtstag schlief er bei Harold. Das bedeutete, dass Harold in sein Zimmer musste, sobald Gordon ins Bett gesteckt wurde, und das geschah meistens schon um sieben Uhr am Abend. Oft saß

Harold dann am Fenster und sah zu, wie die anderen Kinder einen großen alten Lederball über die Straße kickten. Auch heute Abend hatte er ihnen zugesehen, von seinem üblichen Platz aus, bis es neun Uhr war und die anderen Kinder nach Hause gerufen wurden. Dann hatte Harold seine Nachttischlampe eingeschaltet und zugesehen, wie die Schnaken und die Motten durch das offen stehende Fenster hereingeschwirrt waren.

Gordon schlief tief und fest. Nur hin und wieder drangen kleine gluckernde Laute aus seinem Bettchen, wenn er sich auf die Seite drehte. Die mit aufgestickten Hasen geschmückte Daunendecke aus Nylon, die er mittlerweile abgestrampelt hatte, lag zerknautscht vor seinen Füßen. Neben dem schweren Holzbettchen stand ein Stapel vergilbter Tageszeitungen. Harold konnte nicht besonders gut lesen, doch er wusste, dass die Zeitungen *The News Chronicle* hießen. Aber warum seine Mutter sie aufbewahrte, wusste er nicht. Unten, neben dem Holzkohleofen, lag noch ein Stapel Zeitungen, die sie benutzte, um morgens das Feuer zu entfachen. Vielleicht würde der Stapel in seinem Zimmer irgendwann einmal demselben Zweck dienen.

Eine ganze Weile lang hockte er auf dem Fußende seines Bettes. Dann stellte er das Einmachglas mit den Schnaken auf die Fensterbank. Die Nacht war ruhig und windstill, und von irgendwo drangen die Klänge von *A String of Pearls* durch die Dunkelheit. Harold lauschte einen Moment lang der fernen Musik, dann schwang er sich von seinem Bett und schlich sich zur Tür. Das Linoleum unter seinen Füßen war kalt, und

es knirschte leise, als er auf Zehenspitzen aus dem Zimmer und über den Flur zur Tür seiner Mutter lief. Ein gerahmtes Gemälde von Georg VI. sah teilnahmslos zu, wie er die Klinke sanft hinunterdrückte und seinen Kopf durch den Türspalt schob. Seine Mutter schlief. Ihr langes schwarzes Haar lag in einem wilden Muster auf ihrem Gesicht. Harold stand einige Sekunden lang da und sah zu, wie sich ihre Brust stetig hob und senkte. Fast hätte er gehustet, als ihm der kräftige Geruch von Lavendel in die Nase stieg. Als er sich schließlich sicher war, dass sie ihn nicht stören würde, schloss er die Tür wieder und schlich sich zurück in sein Zimmer.

Die *Moonlight Serenade* hatte *A String of Pearls* abgelöst, als er wieder da war, doch er achtete nicht weiter auf die Musik und widmete sich ganz seinem Vorhaben. Er schob seine Hand unter sein Kissen und holte eine Schachtel Swan-Vestas-Streichhölzer hervor. Harold hielt sie einen Augenblick lang in seiner verschwitzten Hand, bevor er sich das Einmachglas nahm. Die Schnaken flatterten nun noch wilder umher, als würden sie eine Möglichkeit zur Flucht spüren, gerade als Harold sich daranmachte, den Deckel abzuschrauben. Als der Deckel lose war, hob er das Glas und nahm das Insekt, das dem Rand am nächsten war, ins Visier. Mit einer blitzschnellen Bewegung griff er in das Glas, packte das Tier an einem seiner dünnhäutigen Flügel und schob gleichzeitig den Deckel wieder an seinen Platz.

Das Insekt versuchte seinem Griff zu entkommen, und so riss Harold ihm schnell beide Flügel aus. Dann tat er dasselbe mit drei seiner Beine. Gleich darauf

legte er das bedauernswerte Geschöpf auf einer Zeitungsseite ab, wo es vergeblich davonzukriechen versuchte. Harold sah seinen hilflosen Bemühungen einen Augenblick lang zu, dann griff er nach den Swan Vestas, öffnete die Schachtel und nahm ein Streichholz heraus. Er strich es über die Reibfläche, und es loderte orangefarben auf und versprühte den Geruch von Schwefel. Dann beugte er sich vor und führte das brennende Streichholz bis auf zwei Zentimeter an die Schnake heran, die sich nun noch ungestümer drehte und wand. Harold hielt die kleine Flamme an eines ihrer verbliebenen Beine und sah zu, wie das spindeldürre Körperglied sich zusammenzog wie ein Haar, wenn es versengt wird. Das Insekt rollte sich auf den Rücken und trat mit den beiden Beinen, die ihm noch geblieben waren, wild um sich. Es warf seinen kleinen Kopf hin und her. Harold verbrannte noch ein Bein, bevor er die erloschene Spitze des Streichholzes an den schmalen Unterleib des Tieres drückte. Es zischte kurz, und das Insekt bewegte seinen Kopf und sein verbliebenes Bein noch schneller.

Hastig entzündete Harold ein zweites Streichholz.

Diesmal hielt er die Flamme genau über die Schnake. Er kicherte, als die Beinstummel zu zucken begannen, während das Feuer sich ihnen näherte. Er ließ das Streichholz auf das Tier fallen und sah lächelnd zu, wie der Körper von der kleinen gelben Flamme verschlungen und verkohlt wurde. Eine winzige Wolke aus grauem Rauch stieg empor. Als das Streichholz abgebrannt war, holte Harold noch eines hervor und stocherte damit in den schwarzen Überresten des Insekts herum. Sie zerfielen in viele kleine Stücke.

Wie gebannt schob Harold seine Hand noch einmal in das Glas und holte eine weitere Schnake daraus hervor. Diese hielt er bei den Flügeln und fuchtelte mit dem Streichholz herum, bis alle ihre Beine verbrannt waren. Dann knickte er ihre Flügel ab, sodass sie nicht davonfliegen konnte, und warf sie auf die Zeitung, bevor er ein neues Streichholz entfachte und das Tier einäscherte.

Für das letzte Insekt hatte Harold sich etwas ganz Besonderes ausgedacht – sein *pièce de résistance*. Er fischte eine Handvoll Streichhölzer aus der Schachtel und stapelte sie mit Vorsicht und Geduld kreuzweise eines auf das andere, bis sie eine Art Schacht bildeten. In dessen Mitte schob er, nachdem er ihm die Flügel ausgerissen hatte, das letzte Tier. Dann bedeckte er das Loch oben hastig mit drei weiteren Streichhölzern.

Es mussten insgesamt 25 Stück sein, aus denen dieser winzige Scheiterhaufen gemacht war, und Harold lehnte sich zurück, um sein Werk bewundernd zu betrachten. Er konnte die Schnake in dem Streichholzstapel erkennen, und er sah, wie sie ihre langen Beine hier und dort durch die Lücken schob und zu entkommen versuchte.

In der Schachtel waren noch ein gutes halbes Dutzend Streichhölzer übrig, und Harold entzündete eines davon. Er blickte einen Augenblick lang tief in die Flamme, bevor er sie behutsam an den Kopf eines Streichholzes führte, das ganz unten in dem Haufen lag.

Es entzündete sich mit einem Zischen und brannte eine Sekunde lang, bevor es eine Kettenreaktion

auslöste. Das kleine Gebilde ging in gelbweißen Flammen auf, und Harold grinste über das ganze Gesicht.

Er grinste, bis er sah, dass sein loderndes Werk die Zeitung entfachte, auf der es stand.

Das Papier war trocken, und die Flammen schlugen sich hungrig hinein. Harold verspürte eine plötzliche Panik, und er griff nach der brennenden Zeitung und stieß dabei die brennenden Reste des Scheiterhaufens um. Noch immer zischend, flogen lodernde Streichhölzer durch das ganze Zimmer. Eines fiel neben den Stapel *News Chronicles* und leckte an den Rändern der trockenen Zeitungen. Sofort schlugen Flammen empor, und das ganze Zimmer füllte sich mit dem Gestank von angesengtem Papier und Rauch, der durch die stehende Luft waberte.

Ein anderes gelb funkelndes Streichholz landete in Gordons Bettchen. Es fiel auf die Nylondecke, wo es zu explodieren schien. Grelle Flammenzungen schlugen plötzlich auf der Decke empor.

Gordon erwachte und schrie auf, als das Feuer seine Haut berührte.

Einen langen Augenblick stand Harold wie angewurzelt da und wusste nicht, was er tun sollte. Er machte einen Schritt auf das Kinderbett zu, nur um dann mit weit aufgerissenen Augen zurückzuweichen. Gordons Nachthemd hatte Feuer gefangen. Das Baby schrie, während es versuchte, dem alles verschlingenden Inferno irgendwie zu entkommen. Doch die Haut an seinen Armen und Beinen war schon scharlachrot.

Harold öffnete seinen Mund, um zu schreien, doch er brachte keinen Ton hervor. Der Zeitungstapel neben dem Bett ging mit einer beängstigenden Vehemenz

in Flammen auf, und das Feuer streckte sich mehr als einen Meter in die Höhe. Im ganzen Zimmer brannte es. Auch sein eigenes Bett schien in einer sich windenden Feuersbrunst zu brodeln. Dichter, giftiger Rauch füllte seine Nasenlöcher. Als sich schließlich ein brennendes Stück Tapete von der Wand löste und auf seinen Arm fiel, fand Harold die Luft für einen Schrei. Endlose Sekunden lang klebte die Tapete an seinem Arm und versengte sein Fleisch. Er schüttelte es ab und sah, dass die Haut darunter rote Brandblasen warf. Ihm schwirrte der Kopf, und einen Moment lang glaubte er, das Bewusstsein zu verlieren, doch als er sah, wie das Kinderbettchen in einem flackernden Feuernebel verschwand, wirbelte er herum und stürzte zur Tür.

Seine Mutter hatte seine Schreie gehört. Er stieß auf dem Treppenabsatz mit ihr zusammen. Sie sah den Rauch, der aus dem Zimmer wallte, sah die emporschlagenden Flammen und schüttelte ungläubig den Kopf. Sie lief an Harold vorbei in das Zimmer – in einen Brutofen, in dem Flammen ihr Fleisch verbrannten und ihre Kleidung Feuer fing. Harold folgte ihr zurück ins Zimmer und sah zu, wie sie sich einen Weg zu dem kleinen Bettchen bahnte, hineingriff und daraus etwas hervorholte, das einmal ihr kleiner Sohn gewesen war. Gordons Körper war kaum mehr als eine rußschwarze Hülle. Das Feuer hatte einen seiner Arme vom Ellbogen abwärts völlig verschlungen. Der Stumpf schwelte noch immer. In seinem aufgerissenen Mund steckte eine geschwollene, angekohlte Zunge. Sein Fleisch sah aus, als wäre es mit einer glühenden Klinge abgeschält worden. Unter der verschmorten Masse erkannte man hier und dort weiße Knochen.

Harolds Mutter schrie und drückte ihr Baby fest an sich. Ihr eigenes Haar brannte nun auch, und der Gestank erfüllte den Raum. Sie drehte sich mit einem schmerzverzerrten Gesicht zu Harold um und schrie etwas in seine Richtung, doch er konnte sie durch das tosende Feuer nicht verstehen.

Als er sich der Tür zuwandte, um sie erneut zu öffnen, schoss eine besonders heftig lodernde Flamme vor ihm in die Höhe. Er kreischte und spürte, wie eine Seite seines Gesichts zu brutzeln begann. Die Haut warf schnell Blasen, die sofort aufplatzten und an den Rändern verhärteten, während das Feuer sein Fleisch zum Schmelzen brachte, als würde ihn jemand mit einem Schweißbrenner bearbeiten. Er spürte, wie etwas Feuchtes von seiner brennenden Wange tropfte. Es wurde schwarz, als sein rechtes Auge in der unfassbaren Hitze anschwell und in einem Augenblick unbeschreiblichen Schmerzes hervortrat und zerplatzte. Aus der aufgerissenen Augenhöhle spritzte Blut, das sich unter der Unerbittlichkeit des Feuers unversehens in eine dunkelgraue Masse verwandelte.

Harold schlug sich eine Hand vors Gesicht und spürte, wie die Bewusstlosigkeit langsam von ihm Besitz ergriff, doch noch hielt ihn der Schmerz wach, und er schaffte es, die Zimmertür aufzureißen. Die Haare auf seinen Armen wurden versengt, und seine Adern schienen sich unter der zusammenschrumpfenden Haut aufzublähen. Er drehte sich noch einmal um und sah seine Mutter, die auf Händen und Knien in seine Richtung kroch. Das Fleisch an ihrem Körper brodelte und glitschte in Klumpen von ihren kalkweißen Knochen.

Sie streckte ihm einen anklagenden Finger entgegen und schrie: »Das ist deine Schuld!«

Die leere Streichholzschachtel lag gleich neben ihr. Ihr Haar war völlig verbrannt, und der Gestank ihrer verkohlten Haut war kaum auszuhalten. Rauch schlug aus dem offenen Fenster, und die Leute in der Nachbarschaft eilten auf die Straße, um zu sehen, was los war. Irgendjemand rief die Feuerwehr.

Harold taumelte durch das Flammenmeer und schrie vor Schmerzen, als das Feuer auch noch den Rest seines Gesichts verzehrte. Doch er schützte sich, so gut er konnte, und schwankte hinaus in den Flur, wo er sich gegen die Wand warf, um das Feuer, das noch immer seine Kleidung verschlang, zu ersticken. Er stürzte und fiel mit einem dumpfen Knall zu Boden.

Unten versuchte irgendjemand die Haustür aufzubrechen.

Harold blickte sich um.

Durch einen Schleier aus Schmerzen sah er seine Mutter, eine kohlrabenschwarze Vision, die sich aus den Feuern der Hölle zu erheben schien und nun in der Tür des Kinderzimmers stand. Sie hatte ihre Arme ausgestreckt. Ihre Haut zerbröselte wie Pergamentpapier. Als sie ihren Mund öffnete, quoll eine kleine Rauchwolke heraus. Ihre Augen waren verschwunden. Von ihnen waren nur zwei schwarze Vertiefungen in einem zerstörten, blutüberströmten Gesicht übrig. Knochen schimmerten unter der schwarzen Haut, auf der sich Blasen gebildet hatten und sofort wieder platzten. Anstelle ihres Haars tanzten Flammen wie Schlangen auf ihrem Schädel. Sie sah aus wie eine brennende Medusa.

Sie schwankte langsam hin und her, und dann, als die Haustür endlich aufflog, taumelte sie zurück in die Flammen.

Harold brüllte.

»Mr. Pierce.«

Alles war dunkel. Er spürte, wie sein Körper zitterte.

»Mr. Pierce.« Die Stimme erklang mit mehr Nachdruck.

Ganz in der Nähe konnte er Schreie hören, die in seinen Ohren dröhnten.

»Harold. Wachen Sie auf.«

Ihm wurde bewusst, dass die Schreie seine eigenen waren, und plötzlich öffnete er sein Auge und setzte sich auf.

Er rang nach Luft.

Sein ganzer Körper war schweißgebadet. Er sah sich um. Sein glasiger Blick blieb an der Frau hängen.

»Harold, geht es Ihnen gut?«, fragte sie ihn.

Er atmete tief durch und rieb sich das Auge. Seine Hände zitterten wie verrückt, als wäre er ein Junkie, der einen Schuss brauchte. Doch schließlich verlangsamte sich seine Atmung und sein Herz schlug wieder in seinem üblichen Rhythmus. Er betrachtete die Frau in ihrer blau-weißen Uniform mit der kleinen dreieckigen Haube, die locker auf ihrem Kopf saß. Nach und nach kehrte die Erinnerung zurück und er lächelte dünn.

»Ich habe geträumt«, sagte er zerknirscht.

Die Frau nickte und lächelte. »Ich weiß. Und Sie haben uns allen einen Heidenschrecken eingejagt.«

Noch einmal erklärte er sich und wischte sich mit der Rückseite seiner Hand über die Stirn. Er sah auf und entdeckte die beiden Pfleger in ihren rotbraunen Kitteln, die links und rechts neben seinem Bett standen. Den einen erkannte er als Pat Leary, einen großgewachsenen Iren mit einer schlimmen Narbe gleich über seinem rechten Auge.

»Alles in Ordnung, Harold?«, fragte er.

Der ältere Mann nickte und schwang seine Beine über den Rand des Bettes. Seine Pyjamajacke war schweißgetränkt. Ein feuchter, dunkler Fleck zog sich von seinem Nacken bis hinunter in sein Kreuz. Er zog die Jacke aus und machte sich daran, in seinem Schränkchen nach seiner Kleidung zu suchen.

Sein Publikum zerstreute sich. Die Pfleger begaben sich zum Ausgang am anderen Ende der Station, und Schwester Beaton schlenderte zum Bett neben dem von Harold, um den Mann, der darin lag, zu wecken. Er war älter als Harold und hatte eine Glatze und eine Haut wie die Falten einer schlecht sitzenden Jacke. Genau genommen war es das, woran sein Gesicht Harold erinnerte. Harold sah zu, wie Schwester Beaton den Mann weckte und dann zwei rote Pillen aus dem Plastikbehälter fischte, den sie in der Hand hielt. Sie stützte den glatzköpfigen Mann, während er die Pillen schluckte, und sie wischte ihm das Wasser vom Kinn, das ihm über seine wulstigen Lippen gelaufen war. Er hörte, wie sie den Mann fragte, ob er die Pillen geschluckt hatte. Nachdem der Mann langsam genickt hatte, ließ die Schwester ihn wieder sanft zurück auf sein Kissen gleiten und lief zum nächsten Bett.

Da war Harold schon angezogen. Er schnappte sich einen kleinen Rasierbeutel aus Kunstleder aus seinem Schränkchen und machte sich auf den Weg zum Bad, das am anderen Ende eines langen Flurs lag. Wie üblich roch der Raum nach Desinfektionsmitteln, doch es war ein Geruch, an den er sich nach all der Zeit längst gewöhnt hatte.

Harold Pierce war schon seit 1946 ein Patient im Exham Mental Hospital. Von den ersten 14 Jahren seines Lebens abgesehen, war diese Einrichtung das einzige Zuhause, das er kannte. Das Krankenhaus war seine Welt. In all dieser Zeit hatte sich kaum etwas darin verändert. Zwar hatte er viele Leute, sowohl Pflegekräfte als auch Patienten, kommen und gehen sehen, doch mittlerweile war er genauso ein Teil des Krankenhauses wie die gelb gestrichenen Wände.

Er trat in das Bad und begab sich an sein übliches Waschbecken. Er füllte es mit Wasser und wusch sich das Gesicht. Dann griff er nach unten und nahm sich ein Handtuch. Langsam richtete er sich auf und betrachtete das Bild, das sich ihm in dem Wandspiegel zeigte.

Zitternd hielt Harold die Luft an. Auch nach all diesen Jahren widerte ihn der Anblick seines schrecklich vernarbten Gesichts an. Es war nicht mehr als ein Flickwerk aus Striemen und Narben, die in einem lebhaften Rot leuchteten. Das Haar über dem linken Auge war verschwunden, genau wie das Auge selbst. An dessen Stelle funkelte nun ein blindes aus Glas. Sein linkes Ohr war gekrümmt. Eigentlich war es ohne das fehlende Ohrläppchen kaum mehr als ein Loch in der Seite seines Kopfes. Eine Ecke seines

Mundes war geschwollen und die Lippe zu einem obszönen Grinsen nach oben gebogen. Eine fleischige Wucherung, die früher einmal ein großes Muttermal gewesen war, ragte gleich unter seinem linken Wangenknochen empor wie das knorrige Ende eines verbrannten Astes. Sein linkes Nasenloch war breit gewölbt. Das wenige Haar, das ihm auf der linken Seite seines Schädels verblieben war, war dünn und grau – ein markanter Kontrast zu den dichten schwarzen Strähnen auf der anderen Seite.

Eigentlich war die rechte Seite seines Gesichts relativ unversehrt geblieben, von einer kleinen Narbe an seiner Stirn einmal abgesehen. Der größte Schaden war an der linken Hälfte seines Körpers entstanden.

Harold nahm seinen elektrischen Rasierer und führte ihn rasch über seine rechte Wange und sein Kinn. Auf der linken Seite wuchsen keine Bartstopfeln.

Er drehte sich um und sah, dass zwei Pfleger einen anderen Patienten aus seinem Rollstuhl hievten und in eine der WC-Kabinen trugen. Der alte Mann war vom Hals an abwärts gelähmt, was bedeutete, dass einer der Pfleger die unappetitliche Aufgabe übernehmen musste, ihn sauber zu machen, sobald er sein Geschäft erledigt hatte. Der Mann war weit über 80 Jahre alt und litt zudem noch an Altersdemenz, was ein häufiges Problem der Patienten in dem Krankenhaus darstellte.

Ein anderer Patient, ein Mann Anfang 30, den Harold als John kannte, reinigte gerade den Boden der Toilette mit einem Wischmopp. In seiner Eile verteilte er überall Wasser.

»Immer sachte, John«, sagte Phil Coot, um ihn zu bremsen. »Du wirst uns noch alle ertränken.«

John lachte kehlig und tauchte den Mopp wieder in den Eimer, wobei er ein gewaltiges Platschen verursachte. Coot, einer der leitenden Pfleger in dieser Abteilung, schüttelte den Kopf und lächelte, während er zusah, wie der Patient zufrieden über den gefliesten Boden schlurfte.

»Wie geht's uns heute Morgen, Harold?«, sagte er, als er vorüberlief.

»Sehr gut, Mr. Coot, vielen Dank.«

Coot hielt inne.

»Gab es letzte Nacht ein Problem?«, fragte er.

Harold blickte verwirrt drein.

»Der Traum«, erinnerte Coot ihn.

»Ach ja, das.« Harold lächelte dünn und hob eine Hand, um die vernarbte Seite seines Gesichts zu bedecken, doch Coot hob seinerseits seinen Arm und zog Harolds Hand sanft beiseite.

»Das Übliche?«, fragte er.

Harold nickte.

»Sie bekommen keine Medikamente mehr, richtig?«, fragte der Pfleger.

»Das stimmt, Mr. Coot.«

»Und es ist das erste Mal seit langer Zeit, dass Sie diesen Traum hatten, nicht wahr?«

»Ja. Ich weiß auch nicht, warum. Es tut mir leid.«

Coot lächelte.

»Es muss Ihnen nicht leidtun, Harold«, sagte er. »Bestimmt ist es nur die Nervosität wegen der Vorstellung, dass Sie nach all dieser Zeit entlassen werden.« Er tätschelte Harolds Schulter. »Wenn Sie erst

einmal draußen sind, wird schon alles in Ordnung kommen. Sie werden Ihren neuen Job antreten und schnell vergessen, jemals hier gewesen zu sein.« Er deutete umher, und seine Stimme nahm einen nachdenklichen Tonfall an. »Um ehrlich zu sein, werde ich keine Träne vergießen, wenn wir alle von hier weggehen. Das Haus ist so alt, dass es uns noch über den Köpfen einstürzen wird.«

»Wohin werden Sie gehen?«, fragte Harold.

»Die Patienten und die Belegschaft werden in ein paar Wochen in ein neues Krankenhaus am anderen Ende von Exham gebracht.«

Harold nickte abwesend und senkte den Blick. Er spürte, wie Coot ihn noch einmal an der Schulter berührte. Dann ging der Pfleger.

Noch einmal blickte Harold in den Spiegel. Dann zog er den Stöpsel im Waschbecken und sah zu, wie das Wasser um den Abfluss herumwirbelte, bevor es darin verschwand. Dieser Anblick faszinierte ihn jedes Mal aufs Neue.

Zurück in seinem Bett legte Harold den Rasierapparat weg und wischte mit beiden Händen die Falten aus seiner Hose. Er drehte sich zum nächstgelegenen Fenster um und ließ seinen Blick über das Grundstück schweifen. Der Wind der letzten Nacht war abgeflaut, und die Blätter, die von den Bäumen gerissen worden waren, lagen nun regungslos auf dem Rasen. Eine ganze Reihe von Patienten hatte sich schon an die Arbeit gemacht, das Laub mit großen Rechen zusammenzuharken. Zwei Pfleger standen rauchend daneben.

Drei Krankenschwestern liefen vorüber und hielten inne, um mit einem Arzt zu sprechen. Harold

sah, dass sie zusammen lachten, und er beobachtete, wie der Arzt einer der Schwestern einen Kuss auf die Wange gab. Wieder lachten sie. Das war etwas, das Harold in letzter Zeit nicht allzu oft gehört hatte. Er betrachtete die kleine Gruppe eine ganze Weile lang fast schon neidisch, dann wandte er sich von dem Fenster ab, um sein Bett zu machen.

Als er schließlich alles zu seiner Zufriedenheit hergerichtet hatte, schlenderte er zum Treppenhaus, das ihn ein Stockwerk tiefer zu den Therapieräumen führte.

Es waren schon zwei andere Patienten in dem großen Raum bei der Arbeit, als Harold eintrat. Er atmete tief ein und genoss den Duft der Ölfarben. Seine Staffelei war in der Nähe eines der mit Drahtgittern geschützten Fenster aufgebaut, und er ging zu ihr hinüber und inspizierte die Leinwand, die er in den letzten drei Wochen so liebevoll gestaltet hatte. Das Bild zeigte eine Reihe von grellbunten Blitzen, hauptsächlich in Rot- und Gelbtönen. Was sie darstellten, wusste niemand so recht, nicht einmal Harold selbst, doch er schnappte sich zügig einen Pinsel und etwas Farbe von dem Holzregal an der Wand und machte sich an die Arbeit.

Harold beugte sorgfältig die Leinwand, bevor er seinen ersten kräftigen Pinselstrich auftrug. Es war, als würde er etwas in diesen roten und gelben Farbstreifen sehen, etwas, das eine Erinnerung in ihm weckte. Sein Pinsel verharrte an der Stelle auf seiner Mischpalette, wo er einen Klecks Orange aufgetragen hatte.

Flammen.

Er schluckte schwer. Ja, sie sahen wie Flammen aus. Die Erinnerungen an seinen Albtraum packten ihn wie eine Flut, und er machte einen Schritt zurück, als hätte er auf der Leinwand etwas Abscheuliches und Obszönes entdeckt. Vielleicht malte er unbewusst dieses Bild aus seinem Albtraum, wie es ihm vor all diesen Jahren erschienen war. War dies seine Strafe? Sein Verbrechen für alle Zeiten auf einer Leinwand festzuhalten? Er senkte den Kopf und berührte die vernarbte Hälfte seines Gesichts mit seiner freien Hand. Eine einzelne Träne trat aus seinem Augwinkel und floss über seine unverletzte Wange. Harold wischte sie zornig weg. Er blickte auf und betrachtete noch einmal das Gemälde. Die grellen Farben sahen tatsächlich wie Flammen aus.

Er tupfte den Pinsel in den Klecks aus oranger Ölfarbe und trug zaghaft ein paar Striche auf. Aus irgendeinem Grund zitterte seine Hand, doch er hielt nicht inne. Er fragte sich, warum ihm die Leinwand in den letzten paar Wochen nicht wie ein Baldachin aus tanzenden Flammen erschienen war. Lag es an dem Albtraum? Der Wiedererweckung von Erinnerungen, von denen er geglaubt hatte, sie endlich in die hintersten Ecken seines gequälten Geistes verbannt zu haben? Harold konnte und würde niemals jene schreckliche Nacht im Jahr 1946 vergessen, und er hatte mehr als seine Narben, um sie immer präsent zu haben.

Entlang seiner Arme, von den Ellbogen bis hinunter zu den Handgelenken, zeichneten sich lange weiße Streifen ab. Sie waren alles, was von seinem fast gelungenen

Versuch, sich das Leben zu nehmen, übrig war. Die Narben waren kaum noch zu erkennen, doch manchmal setzte er sich hin, um sie zu betrachten und sich den Tag ins Gedächtnis zu rufen, als er sich die Schnitte zugefügt hatte, die, so hatte er gehofft, ihm das willkommene Nichts des Todes verschaffen sollten, diese ultimative Finsternis, die ihn von der Schuld befreien würde, die wie eine hungrige Ratte an seinem Verstand nagte. Er hatte sich in der Toilette eingeschlossen und seine Unterarme an einer zerbrochenen Glasscheibe aufgeschlitzt. Er hatte das Klofenster mit einem kräftigen Fausthieb eingeschlagen und seine dünnen Arme über die scharfen Scherben gezogen, die noch im Rahmen steckten, bis nur noch tiefrote Fetzen übrig waren. Sein Blut hatte sich in einer riesigen Lache um seine Füße gesammelt, und Harold erinnerte sich noch immer an das sonderbare Gefühl der Gelassenheit, das ihn erfasst hatte, als er zusah, wie der rote Lebenssaft aus seinen Arterien spritzte. Die Schmerzen waren schlimm gewesen, aber nicht so schlimm wie das Feuer. Das Feuer. Das war alles, woran er denken konnte, als er an jenem Tag dort stand und seine zerfetzten, bluttriefenden Arme an dem Glas rieb.

Doch dann hatten zwei Pfleger die Tür aufgebrochen und ihn gefunden. Sie hatten ihn herausgezerrt und ihm eine behelfsmäßige Staubbinde angelegt, während Harold nur gemurmelt hatte: »Es tut mir leid, es tut mir so leid.«

Sie hatten noch versucht, ihm Trost zuzusprechen, als er in eine Bewusstlosigkeit versank. Sie konnten ja nicht wissen, dass seine Worte seinem toten Bruder und seiner toten Mutter galten.

Und nun stand Harold mit einem Pinsel in der Hand im Therapiezimmer und senkte seinen Blick. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Er hatte gelernt, mit seiner Schuld zu leben. Er wusste, dass sie ihn ein Leben lang begleiten würde, und das hatte er akzeptiert. Er war verantwortlich für den Tod seines Bruders. Auch das, so wusste er, würde ihn für immer verfolgen. Es gab keine Sühne für ihn, keine Chance, das Schuldgefühl zu lindern. Ganz im Gegenteil, es wuchs und gährte in seinem Kopf wie eine giftige Wucherung, und die Träume, die es mit sich brachte, waren wie die Absonderung einer reifen Eiterbeule.

»Guten Morgen, Harold.«

Die Stimme erschreckte ihn, und er wirbelte herum und ließ fast seine Mischpalette fallen. Jenny Clark, die Beschäftigungstherapeutin, stand neben ihm und betrachtete seine Leinwand. »Wie wollen Sie das Bild nennen, Harold?«, fragte sie.

»Es sieht für mich nach einem Feuer aus«, sagte er. »Können Sie die Flammen sehen?« Er blickte sie geradewegs an, und sie erwiderte seinen Blick, wobei sie sich auf sein gesundes Auge konzentrierte und seine Brandnarben bewusst vermied. Sie hielt seinem fragenden Blick eine ganze Weile lang stand, dann wandte sie sich wieder der Leinwand zu.

»Ja, sie sehen tatsächlich wie Flammen aus, nicht wahr?«, sagte Jenny sanft und mit einem dünnen Lächeln auf den Lippen.

Sie standen eine Zeit lang schweigend da und atmeten den süßlichen Duft der Ölfarben ein. Dann ergriff Harold wieder das Wort.

»Haben Sie je etwas getan, für das Sie sich schämen, Miss Clark?«

Die Frage traf sie völlig unerwartet. Sie schluckte schwer und runzelte ein wenig die Stirn.

»Ich schätze, schon, Harold. Warum fragen Sie?«

»Dieses Bild ...«, sagte er. »Ich denke, es ist eine Art Bestrafung. Eine Mahnung für das, was ich meinem Bruder angetan habe. Dafür schäme ich mich noch immer. Ich habe meinen Bruder umgebracht, Miss Clark. Ich denke, darum male ich.«

Jenny atmete tief durch. Sie wollte gerade etwas sagen, doch er kam ihr zuvor.

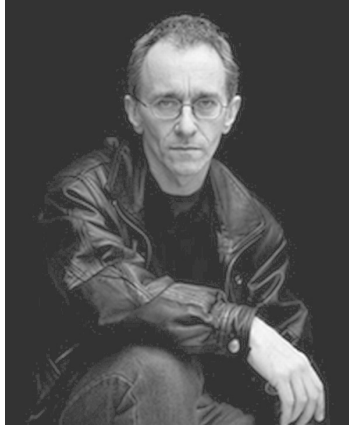
»Ich denke, es ist mein Weg, um Verzeihung zu bitten. Für das, was ich getan habe.«

Sie erwiderte nichts. Ihre Augen suchten seine und schwenkten von seinem jämmerlichen Glasauge hinüber zu seinem echten und dann wieder zurück.

»Ich nenne es ›Feuer‹«, verkündete er in einem plötzlich leichten Tonfall. »Einfach nur ›Feuer‹.«

Weitere Patienten traten ein, und Jenny ließ Harold mit seinem Werk allein, um den anderen zur Hand zu gehen. Schon bald war der ganze Raum von einem lauten, emsigen Treiben erfüllt. Irgendjemand stieß seine Staffelei um, doch Harold ignorierte das Gepolter und konzentrierte sich nur auf sein Bild. Als er schließlich befand, dass es fertig war, nahm er sich eine Tube mit roter Farbe und drückte etwas von der klebrigen Flüssigkeit auf seine Mischpalette. Er tauchte seinen Pinsel in die Farbe und schrieb ein einziges Wort mit dicken Buchstaben ganz oben auf die Leinwand:

FEUER



www.shaunhutson.com

Geboren und aufgewachsen in Herfordshire, lebt Shaun Hutson heute in Buckinghamshire.

Nachdem er von der Schule geflogen war, arbeitete er unter anderem als Platzanweiser im Kino, Barkeeper und Verkäufer. 1983 wurde er schließlich freier Schriftsteller und hat bis heute etwa 40 Romane veröffentlicht. Bekannt wurde Shaun mit wilden Horror-Bestsellern wie *Spawn* oder *Slugs* (und erhielt den Spitznamen »The Godfather of Gore«). Später veröffentlichte er auch eine Reihe düsterer Urban-Thriller.

Zu seinen Hobbys zählen Kino, Rockmusik und das Versinken vor dem Fernseher. Doch seine größte Leidenschaft ist der Fußball. Seit über 30 Jahren ist er Fan des FC Liverpool, und seine Loyalität grenzt an Besessenheit. Er verpasst kein Spiel.

Infos & Leseprobe:
www.Festa-Verlag.de